

Das Leben in der Station für tibetische Kinder in Dharamsala

Autor(en): **Anderhub, Annemarie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **72 (1963)**

Heft 3

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975340>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS LEBEN IN DER STATION FÜR TIBETISCHE KINDER IN DHARAMSALA

Aus Briefen von Dr. med. Annemarie Anderhub

Die Kinderstation in Dharamsala im indischen Punjab beherbergt jeweils zwischen 500 und 600 tibetische Flüchtlingskinder. Die Aerztin Dr. Annemarie Anderhub, die das Schweizerische Rote Kreuz der Station für die ärztliche Betreuung der Kinder zur Verfügung gestellt hat, ist dort Ende Dezember 1962 eingetroffen. Wir lassen unsere Leserinnen und Leser an ihren Erlebnissen teilnehmen, indem wir nachfolgend Fragmente aus ihren Briefen publizieren.
Die Redaktion

Dharamsala, den 31. Dezember 1962

Am Dienstag zum Lunch bin ich hier eingetroffen. Die nächtliche Reise von Delhi nach Pathankot verlief sehr angenehm; zufälligerweise befand sich in meinem Coupé auch ein indischer Professor für Geschichte, der, zum Buddhismus konvertiert, sich sehr für Tibet interessiert und ein Buch über tibetische Regierungssysteme schreibt. Da er schon, in enger Zusammenarbeit mit dem Dalai Lama, andere Arbeiten über Tibet verfasst hat, kennt er die kulturellen und historischen Zusammenhänge sehr gut. Wir fuhren denn auch gemeinsam im Regierungswagen von Pathankot nach Dharamsala zum Lunch. Bis Pathankot sah ich nichts von der Gegend; es war Nacht, und ich schlief herrlich. Die Autofahrt aber genoss ich sehr. Die Gegend ist hügelig und waldig; die Strasse führt wie durch eine Allee. Welch eine mir fremde Vegetation! Auf dem ganzen Weg begegneten wir Menschen: bunt gekleideten Frauen, die schwere Lasten graziös auf dem Kopfe trugen, Hirten im typischen rauh-weisen Gewand mit Stab und Sack, Eseltreibern mit Turban, Kindern in malerischen Lumpen, die winkten und lachten. Die Landschaft in diesem Teil Indiens ist schwer zu beschreiben; ausser den Büschen, die wie Wälder anmuten, den Feldern, auf denen zum Teil Reis angebaut wird, sowie jenen mit Zuckerrohr, glaubt man, ein fast unbebautes Land zu durchfahren. Die Atmosphäre ist fremdartig und schön und zugleich seltsam vertraut; denn hinter dem hügeligen Vorland erheben sich die Bergzüge der Himalaja, deren Gipfel leicht verschneit sind. Unser Fahrer sprach Hindi, und ich hörte der Unterhaltung zwischen dem Professor und ihm fasziniert zu.

Nach rund zwei Stunden Fahrt erreichten wir Lower Dharamsala, wo mich der Professor freundlicherweise zur Polizei begleitete, damit ich die Formalitäten der Anmeldung gleich erledigen konnte. Dort war der verantwortliche Mann nicht

zugegen; er musste erst geholt werden. Wir warteten im Garten, wo sich, an Pulten, die Sikh-Angestellten über ihre Bücher beugten.

Wegen der Erledigung der Anmeldeformalitäten trafen wir dann mit Verspätung zum Essen in der Kinderstation ein. Scharen von Kindern standen herum, gesund und rotbackig, mit glänzenden Augen und, zum grössten Teil, mit fröhlichen Gesichtern; sie blickten uns entweder stumm und verwundert entgegen oder riefen mit flach aneinandergelegten Händen «Namastei», was auf Indisch guten Tag heisst. Ein paar kamen auf mich zu und sagten «Welcome».

Und dann befanden wir uns auf einmal im grossen, hübschen Esszimmer, dem einzigen Raum, der hier für Festlichkeiten, für Empfänge von Gästen und ähnlichem dienen kann. Frau Tsering Dolma, die ältere Schwester des Dalai Lama, begrüßte uns. Man nennt sie hier Mrs. Japci, ausgesprochen wie Japschiiii, was «zur Familie des Dalai Lama gehörig» bedeutet. Ich werde sie künftig in meinen Briefen auch so nennen. Die Unterhaltung «am runden Tisch», um den sich die Europäerinnen vom Zivildienst, eine amerikanische Missionarin, der Professor, der Vorsteher des oberen Kinderhauses und einige höhere Tibeter versammelt hatten, vollzog sich mit Hilfe der Uebersetzerin Kasan, eines sympathischen, klugen Tibetermädchens, das ausgezeichnet vermittelte. Es wurde sehr leise und sehr sanft sowie mit allen Höflichkeitsbezeugungen geredet und dazu dem Essen lebhaft zugesprochen.

Darauf begab ich mich zu den Kindern ins Freie. Sie waren alle warm und genügend angezogen, allerdings nicht so warm wie wir Europäer, doch sicher nicht viel anders als sie zu Hause im Tibet angezogen zu sein pflegten. Sie zeigten strahlende Gesichter und waren alle sauber. Nach einer kurzen Pause, in der sie miteinander spielten, setzten sie sich jeweils wieder mit untergeschlagenen Beinen in Reihen auf die offenen Veranden nieder und sagten im Chor ihre Gebete oder andere Texte.

Sie sind ausserordentlich diszipliniert, ruhig und aufmerksam.

Die Kinderzimmer waren gut ausgekehrt, die Kleidchen sorgfältig verstaut, und zwar immer das Bündel jedes Kindes auf dessen Schlafplatz. Die Latrinen sahen ebenfalls sauber aus, und soviel ich gesehen habe, benützen sie die Kinder wirklich. In manch einer Beziehung ist seit dem letzten Jahr um diese Zeit viel verbessert worden, und ich bin voller Bewunderung für diese Fortschritte. Es hat zurzeit, ausser jenen aus den östlichen Kriegsgebieten, wenig kranke Kinder.

Der Weg zum unteren Dispensarium führt eine Viertelstunde bergab durch den Wald; es soll nach Einbruch der Dunkelheit gefährlich sein, diesen Weg allein zu begehen, da die Gegend Bären, Leoparden und Affenberge. Die untere Station liegt sehr schön; von hier aus vermag der Blick ungehindert über das weite, fremdschöne Land zu schweifen. Angesichts des überwältigend strahlenden Sternenhimmels fühlt man sich dem Erhabenen sehr nahe.

Das Dispensarium besteht aus zwei sauberen und netten Krankenzimmern mit Bettchen, in denen die Kleinen, wie zu Dr. Hess's Zeiten, quer nebeneinander liegen. Da die Kinder aber viel disziplinierter sind als bei uns, stören sie einander nicht. Nachdem sie zu Bett gebracht worden sind, hört man keinen Laut mehr.

Die Sprechstunde spielt sich in einer kleinen «Veranda» ab, in der ein gutes Feuer im Ofen brennt und wo die Kinder morgens auf dem eigens für sie ausgebreiteten Teppich hocken und ihr Frühstück essen. Anschliessend wird untersucht und verarztet.

Hier unten gefielen mir sofort sowohl das Dispensarium als auch das Kinderhaus, in dem die gesunden Kinder leben und wo die selbe Ordnung herrscht wie im obern Kinderhaus.

Mrs. Japci kümmert sich um alles. Seit ich hier bin, begegne ich ihr jeden Tag, sei es in der oberen, sei es in der unteren Station. Wie alle Tibeter in diesem Camp, ist sie sehr pflichtbewusst. Jeder tut hier mehr als seine Pflicht; die meisten sind

Linolschnitt von Robert Wyss, Adligenswil



äusserst hilfsbereit und übernehmen zur eigenen Aufgabe gerne noch andere, um einem einen Dienst zu erweisen.

Ich beschloss, mich in der untern Station einzurichten und hier alle kranken Kinder unterzubringen, das heisst, aus den allgemeinen Schlafsälen herauszuholen. Wir können sie hier besser überwachen, und ich bin auch nachts zugegen. Meine tibetische Helferin Droma ist sehr zuverlässig und lernbegierig; sie ist zur Pflegerin bestens zu gebrauchen.

Mein Wunsch hat aber noch einen andern Zweck: Hier lebe ich nur mit Tibetern zusammen, und das ist, was ich anstrebte. Oben ist es die europäische Gesellschaft, die einen aufnimmt, und aus dieser europäischen Gemeinschaft begibt man sich an die Arbeit zu den Tibetern. Hier aber lebe ich mitten unter den Tibetern. Sie sitzen abends um den Ofen des Dispensariums, lernen Englisch oder plaudern. Ich bin bei ihnen, wenn ich nicht in meinem Zimmer arbeite, und wir geben uns gegenseitig Unterricht. Ich gebe ihnen Englisch-, sie mir Tibetischstunden.

Am letzten Samstag war ich in Lower Dharamsala, um Einkäufe zu besorgen: eine Decke, zwei Betttücher, ein Kissen, ein Gestell für Holzkohle zu Heizzwecken und anderes. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich auch kurz den indischen Arzt, der sehr freundlich ist und mir sicher gerne mit Rat und Tat zur Seite stehen wird. Auch sein «Studio» liegt, wie jenes des Zahnarztes oder die Bureaux, mehr oder weniger auf der Strasse.

Ich schreibe diesen Brief im Dispensarium. In meinem Rücken knistert der Holzofen, der eben angefeuert worden ist, und darum herum haben sich Kinder niedergelassen, von denen das eine oder das andere immer wieder aufsteht, um mir beim Schreiben interessiert zuzusehen. Alle Augenblicke bringt mir eine der Frauen oder ein Tibeter Tee.

*

Dharamsala, den 10. Januar 1963

Noch immer gleicht ein Tag dem andern: strahlende Sonne und sommerliche Wärme vor allem während des Nachmittags, so dass wir uns fast immer im Freien aufhalten können. Noch sind es nicht zwei Wochen, dass ich hier angekommen bin, und doch fühle ich mich schon heimisch, als lebe ich seit langem unter den Tibetern. Meine Kinder haben an Zahl bereits zugenommen; am 1. und 2. Januar sind 60 von Bomdila eingetroffen, natürlich ohne die Eltern, die beim Strassenbau im östlichen Teil Nordindiens beschäftigt seien. Es war schwierig, die Neuankömmlinge unterzubringen, denn die Betten waren bereits besetzt. Eines dieser Kinder, ein kleines Mädchen, bereitet mir Sorge; es ist völlig unterernährt und äusserst schwach. Zum Glück verfügen wir über Multipurpose Food,

das die Vitamintherapie unterstützt. Es bedarf der Geduld, denn von heute auf morgen wird die Kleine nicht wieder ihr normales Körpergewicht und das gesunde Aussehen erreichen.

Unser Dispensarium ist gut ausgestattet: alle Medikamente sind ordentlich auf Regalen und in einem verschliessbaren Glasschrank verstaut, zum Untersuchen steht uns ein guter hölzerner Tisch zur Verfügung und zum Mikroskopieren ein aufklappbarer Tisch am Fenster. All das haben die tibetischen Schreiner in wenigen Tagen fertiggebracht; wir sind sehr stolz auf unsere Ausrüstung.

Frau Japci schickt fast täglich einen Mitarbeiter in die untere Station, um mich zu fragen, ob ich über alles verfüge, wessen ich bedürfe, ob ich Wünsche hege, ob sie mir in irgendeiner andern Weise behilflich sein könne. Es treffen nun auch täglich erwachsene Patienten bei mir ein, teils vom Palast, teils von der oberen Station, teils von auswärts geschickt. Ähnlich wie in der Schweiz, wie in den Seitentälern des Wallis, strömen die Patienten zum neuen Arzt, weil sie meinen, der hätte nun bessere Medizin und mache schneller gesund. Auch die Tibeter, denen die Leitung der Kinderhäuser untersteht, schicken mir ihre Kranken; sie sind daran interessiert, dass keiner länger als nötig der Arbeit fernbleibe.

Ein paarmal haben wir auch Kleinchirurgie betrieben, einmal sogar mit Aethernarkose, was meine Droma, die tibetische Helferin, in nicht geringe Aengste gestürzt hat. Ich bin damit beschäftigt, meinen Stab hier unten medizinisch-pflegerisch anzulehren. Abends, wenn alle ums Feuer sitzen, spreche ich ihnen über ein bestimmtes medizinisches Thema; gestern zum Beispiel war es die Tuberkulose. Ich hatte nämlich beobachtet, dass diese Leute überallhin spucken, nicht nur im Freien vor dem Haus, sondern auch auf der Veranda, im Kinderzimmer, im Dispensarium. So dachte ich mir, dass es wohl am besten sei, ihnen zu erklären, wie zum Beispiel Tuberkulose übertragen wird und wie gefährlich es ist, wenn Bazillen durch freies Aushusten und durch Speien verbreitet werden. Sie sassen alle höchst beeindruckt da und lauschten meinen Ausführungen. Und weil sie, wie die Menschen auf der ganzen Welt, Angst vor Krankheiten haben und sich davor schützen wollen, bedarf es nun eines Verbotes meinerseits «Spucken untersagt» nicht mehr. In der Folge werde ich ihnen eine Lektion über Wurmerkrankungen halten. Die Themen ergeben sich aus den jeweiligen Krankheitsfällen, die wir zu betreuen haben.

Es ist vierzehn Uhr hiesige Zeit; die Sonne strahlt warm. Ich sitze im felsigen «Garten» vor dem Dispensarium, die Maschine auf den Knien. Soeben hat mir der «Old man» wieder Tee gebracht; die Schale in seinen beiden Händen haltend, wortlos lächelnd, weil einer des andern Sprache noch nicht versteht. Droma nennt ihn «the old man» — «den alten Mann». Als sie erstmals so von

ihm sprach, fragte ich sie, wer das denn sei, denn ich hatte hier nie einen alten Mann gesehen. Sie lachte und zeigte auf den etwa Vierzigjährigen, der, mit leicht ergrauten Schläfen, in ihren Augen eben schon recht bejahrt zu sein scheint. Baba, so heisst er, sorgt rührend für mich. Er facht mein Feuer an, wenn es Abend wird, er bringt warmes Wasser in mein Zimmer und füllt meine Bettflasche, die er mit rührender Vorsicht in mein Bett legt. Anfänglich war mir das von einem Mann Bedientwerden peinlich, aber nun freue ich mich darüber, denn es liegt viel Freundlichkeit und sogar Freundschaft in dieser Fürsorge.

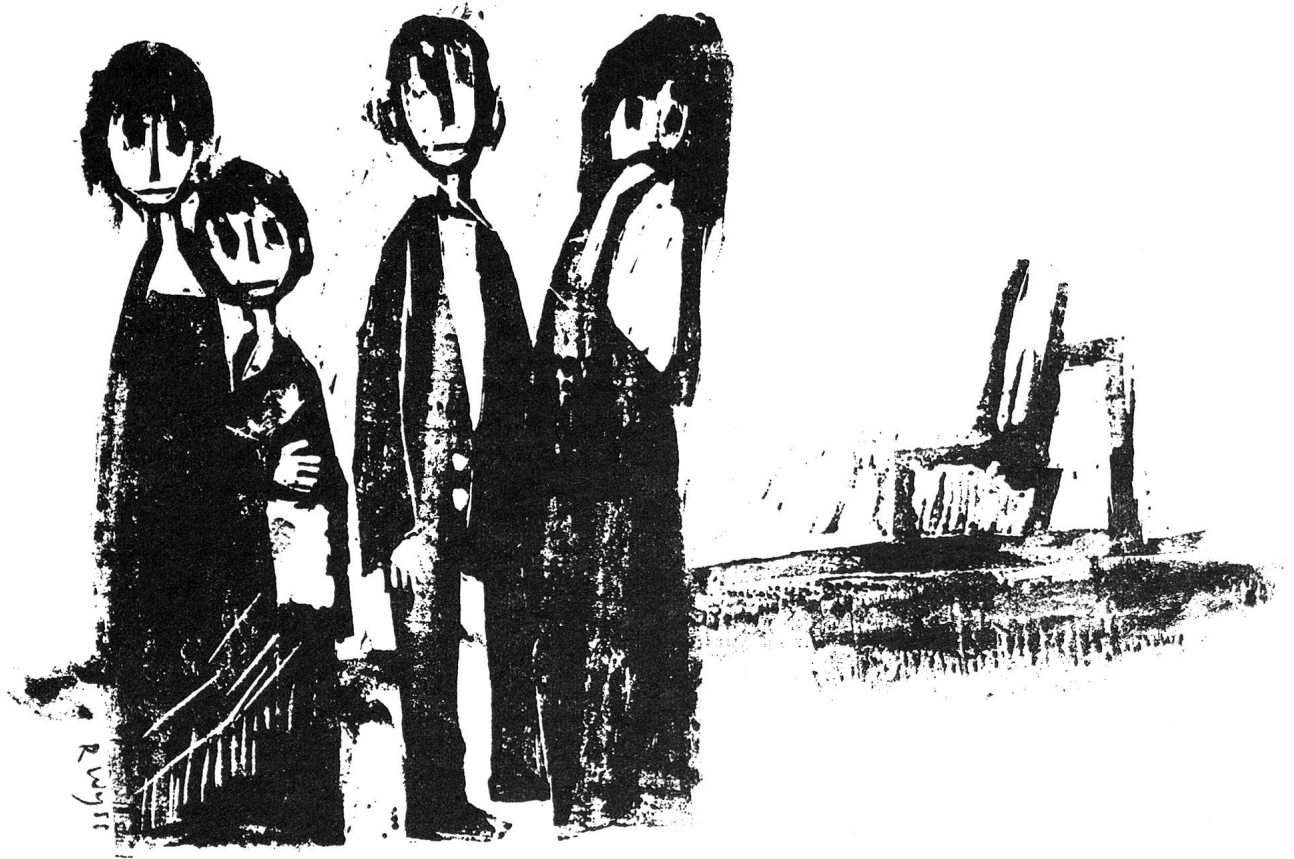
Vor ein paar Tagen war ich beim indischen Offizier zum Tee eingeladen, dem hier die Aufsicht über tibetische Angelegenheiten obzuliegen scheint. Der Professor aus Delhi, mit dem ich hergereist war, hatte mir diese Einladung verschafft. Mrs. Japci stellte mir ihren Jeep zur Verfügung, denn der Offizier wohnt rund zwanzig Minuten Autofahrt von hier entfernt. Er und seine Frau empfingen mich sehr zuvorkommend und freundlich. Mein Vorschlag, das Land, das zu den Gebäuden gehört, die ein indischer Privateigentümer unserem Kinderhaus zur Verfügung gestellt hat, durch Tibeter anbauen zu lassen, wurde wohlwollend gutgeheissen. Wir könnten Gemüse und Obst anpflanzen und

dadurch den chemischen Vitaminbedarf mit der Zeit wesentlich herabsetzen.

Und nun noch zu Mrs. Japci! Sie ist sehr freundlich, ja freundschaftlich zu mir und besitzt viel Herz und Mütterlichkeit. Wenn man sich vorstellt, dass sie, durch Herkommen eine einfache Bäuerin, in den letzten Jahren vor dem chinesischen Einfall in Lhasa das Leben einer Herrin geführt und von heute auf morgen einem Flüchtlingslager von mehreren hundert Kindern vorzustehen hatte, so versteht man die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat. Nur schon die Angestelltenprobleme, die Verwaltungssorgen, die Repräsentationspflichten sind so mannigfaltig, dass sie eine grosse Last bedeuten. Als die 60 Kinder aus Bomdila eintrafen, war sie von morgens früh bis abends spät im untern Kinderhaus beschäftigt: sie gab den zwei Säuglingen zu trinken, sie veranlasste das Aufstellen der Schlafstellen, sie ging mütterlich von einem zum andern und kontrollierte eines jeden Zustand.

Vor einigen Tagen begegnete ich Dr. Nallathambi, der ein sehr guter Arzt sein soll und der beauftragt ist, alle die tibetischen Flüchtlingslager regelmässig zu besuchen und die Insassen auf ihren Gesundheitszustand zu untersuchen. Er ist in seiner fahrenden Ambulanz gut eingerichtet und versprach gleich zuvorkommend, mir die nötigen Reagenzien

Linolschnitt von Robert Wyss, Adligenswil



zu meinen Laboruntersuchungen zu schicken. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich denn auch, dass sein Laborant von Zeit zu Zeit der Stuhluntersuchungen wegen in unserem Kinderhaus gearbeitet habe. Dieser tüchtige Mann stellte sich eines Nachmittags bei mir vor und demonstrierte mir seine Arbeitsmethode, was für mich von höchstem Interesse war. Er lieferte mir die gewünschten Reagenzien und noch einiges Laborzubehör, worüber ich besonders erfreut war. So kann ich mein Dispensarium auch in dieser Hinsicht mehr und mehr ausbauen.

Gestern habe ich in Dharamsala den Apotheker kennengelernt. Nachdem ich einige Einkäufe für meine «Ambulanz» getätigt hatte und mich darüber hatte belehren lassen, dass hier nur sehr wenige der in der Schweiz wohlbekanntesten und beliebtesten Medikamente zu erhalten sind und man sich eben mit Ersatzpräparaten behelfen muss, wurde ich zum Mittagessen im Laden selbst eingeladen. Stehend genossen wir — auch der Arzt, Dr. Diwan, war dabei — die indischen Spezialitäten zu stark gesüßtem Tee. Es war ein köstliches Mahl!

Die Kinder sind schon lange zu Bett gebracht worden. Die meisten schlafen ruhig. Hie und da aber finde ich eines, das mit offenen Augen, ohne Tränen, still und noch völlig wach in seinen Decken liegt. Dann setze ich mich auf den steinernen Boden und singe ihm ein kleines Lied. Ihm folgt indessen nie eine Reaktion: kein Lächeln, kein Aufschnaufen, kein Händchen, das nach mir greift; und doch habe ich den Eindruck, ein klein wenig getröstet zu haben, einen kleinen Menschen, dem Leid und Schmerz schon so vertraut sind, dass er darüber nicht einmal mehr weint.

*

Dharamsala, den 31. Januar 1963

Die Masern hatten mir in den vergangenen Tagen, als die Epidemie ihr grösstes Ausmass erreichte, 80 Kinder in die beiden Krankenzimmer gebracht. Je sechs Patientchen mussten in einem Bett Platz finden, und es reichte nun auch nicht mehr für einen Schlafsack für jedes Kind, was die Verbreitung ansteckender Krankheiten in höchstem Masse fördert. Anfänglich ging alles ganz gut; die Kinder erholten sich rasch, und es traten keine Komplikationen auf. Letzte Woche aber brachen auch im Baby-Zimmer die Masern aus, der fünf der neuangekommenen Kinder aus Bomdila, die sich in schlechtestem Allgemeinzustand befanden, zum Opfer fielen. Innerhalb von wenigen Stunden erlagen sie einer fulminanten Pneumonie, der auch mit den besten Medikamenten, künstlicher Beatmung und anderem nicht beizukommen war. Es war furchtbar, machtlos zusehen zu müssen, wie diese Kleinen dahinstarben. Die Tibeter wurden von Panik ergriffen, und ich selber sah mich vor ein in unserer Situation unlösbares Problem ge-

stellt: das der Isolierung der kranken von den noch gesunden Kindern im Baby-Raum. Mrs. Japci schickte in ihrer Verzweiflung zwei tibetische Aerzte in unser Dispensarium. Nun wies auch das Kind unserer Aya, das eben die Masern recht gut überstanden hatte, plötzlich encephalitische Zeichen auf. Ich bat die tibetischen Kollegen um ein Konzilium. Darauf ersuchten sie mich, das Kind weiter zu behandeln. Und nun befindet es sich auf dem Wege der Genesung. Wie wunderbar tröstlich ist dieser Fall, und wie wichtig ist, was er lehrt: dass man nämlich die Hoffnung nie aufgeben darf, selbst in einer anscheinend verzweifelten Lage. Auch die Mutter, die sich geweigert hatte, das Kind in seinem schlechten Zustand sofort ins Spital zu überführen, weil, wenn es gerettet werden sollte, dies auch hier geschehen könne, ist nun überglücklich.

Eines Tages wurde mir, kaum war ich im unteren Kinderhaus angekommen, mitgeteilt, der Dalai Lama treffe zum Besuch ein. In höchster Eile wurden die Zimmer frisch ausgekehrt, Räucherstäbchen aufgestellt, die Kinder in Reih und Glied auf die Teppiche im Garten gesetzt, und schon war der Dalai Lama da! Er begrüßte mich mit einem Lächeln, denn wir hatten uns genau vor acht Tagen schon in einer mir gewährten Privataudienz gesehen und gesprochen, und ich verbeugte mich der Sitte gemäss leicht. Dann musste ich ihm mein Dispensarium zeigen, die Kästen öffnen und die Instrumente erklären, und der Dalai Lama nahm interessiert von allem Kenntnis. Die Kinder sangen ein Lied, der Dalai Lama richtete an einige persönlich das Wort, wobei sie verschüchtert und sehr beeindruckt dreinschauten, und dann verabschiedete er sich wieder.

Und nun zu meinem Besuch beim Dalai Lama. Mrs. Japci begleitete mich auf dem dreiviertelstündigen Weg vom Kinderhaus zum «Palace». Es ist ein eben dahinlaufender wunderschöner Waldweg mit prächtigem Ausblick ins Tal. Bevor ich zum Dalai Lama vorgelassen wurde — es waren Japaner zu Besuch — begegnete ich in Mrs. Japcis bescheidenem Bungalow ihrer sympathischen Tochter Kandra, mit der ich mich auf Englisch sehr gut unterhalten konnte. Sie erzählte mir, dass für die Kinder noch ein Haus gesucht werde, dass aber die indische Besitzerin des Terrains noch immer nicht ihre Zustimmung zur Uebernahme durch die Tibeter gegeben habe. Diese lebe in Delhi, möchte aber ihr Grundstück nicht auf unbestimmte Zeit an die Tibeter abgeben. Kandra meinte aber, es sei schon denkbar, dass sich die Sache arrangieren lasse, besonders in der jetzigen Platz-Notlage.

Ungefähr um 16.00 Uhr wurde ich gerufen; der Dalai Lama erwartete mich auf der Veranda vor seinem Haus. Ich überreichte ihm die Glücksschleife, die mir Mrs. Japci gegeben, mit einer kleinen Verbeugung, die er mit einem belustigten Lächeln beantwortete. Nun führte er mich in einen

grossen Raum ohne Möbel, dessen Boden mit einem prächtigen tibetischen Teppich belegt und mit einem grossen Kissen für ihn selbst sowie mit solchen für die Besucher versehen war. Der junge Interpret bat mich, nach tibetischer Sitte am Boden Platz zu nehmen. Obwohl ich darauf vorbereitet war, gestaltete sich das Sitzen auf dem Kissen meiner westlichen Kleidung wegen nicht ganz einfach. Der Dalai Lama fragte mich sehr freundlich nach meinen ersten Eindrücken in der Kinderstation und freute sich, als ich die Diszipliniertheit seiner Kinder lobte und ihm sagte, wie gut Doma und die Ayas arbeiteten und wie schön sich mein Verhältnis mit den Mitarbeitern im Dispensarium gestalte. Unser Interview fand ja vor der Tragödie im Kinderzimmer statt, so dass ich nichts Unerfreuliches und Trauriges zu berichten hatte. Da ich sehr begierig auf des Dalai Lama Ansichten, auf seine Geisteshaltung war, bat ich, Fragen stellen zu dürfen, was er sofort erlaubte. So fragte ich unter anderem (durch den Interpret), was der Dalai Lama im Leben der Menschen als wirklich bedeutsam erachte. Er erkundigte sich, in welcher Hinsicht ich es meine, und ich antwortete, ich meine «das absolut Wichtigste». «Happiness» (Glückseligkeit) lautete seine Antwort, aber «natürlich nicht materielles Glück, sondern vor allem eine geistige Glückseligkeit, wie sie aus der Philosophie des Buddhismus erstehe.» Ich erkundigte mich auch, wie sich der Arzt am Sterbelager eines Tibeters verhalten sollte. Der Dalai Lama erklärte mir, dass es sehr wichtig sei, den Scheidenden auf *gute* Gedanken zu führen, da seine letzten Gedanken das zukünftige Leben entscheidend beeinflussen würden. Sterbe einer im Frieden mit sich und der Umwelt, versöhnt mit den Mitmenschen und seinem eigenen Schicksal, dann werde sein nächstes Erdenleben unter günstigem Vorzeichen stehen. Die guten Taten bedeuteten die Bausteine zur Glückseligkeit bei der Wiederkunft, der Reinkarnation, und das letzte, das glücklichste Stadium der Wiedergeburt sei das Eingehen ins Nirwana, wo der Mensch seine Seelenwanderung beende und in ewiger Ruhe verharren dürfe. Ich erkundigte mich auch, ob der Dalai Lama glaube, die Tibeter im Westen würden ihrem buddhistischen Glauben ohne weiteres treu bleiben können. Er bejahte ohne Zögern, weil, wie er meinte, der Buddhismus eine Philosophie und ganz geistig sei; unabhängig von Tempeln und Priestern könne er immer und überall ausgeübt werden.

Zum Schluss diskutierten wir noch kurz über Medizin. Der Dalai Lama gab seiner Hochachtung vor der westlichen Medizin Ausdruck, gestand aber, dass er eine gewisse Furcht vor den neuen Medikamenten empfinde, da man doch nicht wissen könne, ob sie in zehn bis zwanzig Jahren nicht üble Nachwirkungen zeitigen würden. Meine Antwort darauf lautete, dass es sich in der Medizin wohl wie in jeder Kunst darum handle, die Mittel, die Errungenschaften der Forschung und der Technik, gut

anzuwenden, und dass es eben in allen Berufen treue und untreue Verwalter der Talente gebe. Der Dalai Lama lächelte. Nach weiteren anregenden Gesprächen entliess mich der Dalai Lama mit seinem Dank für die Hilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes an sein Volk.

*

Dharamsala, den 16. Februar 1963

Die Tage waren so strahlend und sommerlich warm, dass man sich schwerlich vorzustellen vermochte, das tibetische Neujahr könnte noch Schnee bringen. Nun aber ist es plötzlich merklich kühler geworden. Während die Berggipfel weiss schimmern, regnet es in den Niederungen. Allerdings ist reichlicher Regen dringend notwendig geworden; seitdem ich da bin, herrschte trockenes, sonniges Wetter, so dass der Boden vollkommen ausgetrocknet ist und eine Hungersnot befürchtet wird.

Gestern fiel mir eine englische Zeitung in die Hände, wo darüber berichtet wird, dass im Punjab mehrere Personen an Pocken gestorben seien. Diese Nachricht mag der Grund dafür sein, dass eine Equipe des Gesundheitsdienstes zur Impfung der Kinder bei uns erschien. Da mir ihr Kommen nicht vorher angekündigt worden war, liess ich vorerst nur 65 Kinder, die sich gesundheitlich wohl befinden, im oberen Kinderhaus impfen. Nächste Woche, wenn die Equipe wiederkommt, werde ich alle Kinder des unteren Kinderhauses durchuntersucht haben und die Gesunden zur Impfung aufmarschieren lassen. Wie ich erfahren habe, wird in Indien jährlich gegen Pocken geimpft.

Heute reisen die 15 für England bestimmten Kinder nach Delhi. Leider bedeutet das aber nicht, dass wir nun über etwas mehr Raum für unsere Schützlinge in Dharamsala verfügen, denn vorgestern sind bereits 42 neue Kinder aus Darjeeling eingetroffen. Ich sah den Bus, der sie brachte, mit tiefer Besorgnis eintreffen. Wo sollten wir sie unterbringen? Zum Glück befanden sie sich in recht gutem Allgemeinzustand. Immer und immer wieder kommen neue Kinder an; sie kommen von Nepal, von der Gegend um Sikkim, von irgendwoher. Es ist einfach furchtbar, dass sie überhaupt nach Dharamsala gebracht werden. Wir haben ganz einfach keinen Platz mehr! Der katastrophale Raummangel bildet Gegenstand manch einer Diskussion der Hilfsstellen, es mag sein, dass uns in absehbarer Zeit diesbezüglich geholfen wird, aber so rasch kann das nicht geschehen. In der Zwischenzeit lastet das Problem der Unterbringung schwerkranker Kinder weiter auf uns.

Wir haben zurzeit keine epidemisch auftretenden Krankheiten mehr. Hie und da wird noch ein Masern- oder ein Varizellenfall ins Dispensarium

Fortsetzung auf Seite 27

gebracht, aber die Patientenzahl in unserem kleinen Spital hat doch um fast die Hälfte abgenommen. Immerhin liegen immer noch über vierzig Kinder in den Krankenzimmern. Von den elf Kindern, die wir nach Kangra evakuiert haben, sind inzwischen zwei gestorben; auch im Dharamsala Hospital erlagen zwei der Kleinsten der Krankheit. Ninzi Droma, der kleine Schützling von Dr. Mariann Hess, ist unerwartet gestorben. Um sechs Uhr früh hatte sie ganz normal ihre Milch getrunken, und um acht Uhr fand man sie tot in ihrem Bettchen. Auch im Babyzimmer starb ein Kind. Es ist traurig: alle die Patientchen, die wir verloren haben, waren ohne jegliche Widerstandskraft. Wie hätte auch der kleine unterernährte Körper einer Infektion Widerstand leisten können! Selbst in einem europäischen Spital hätten sie nicht gerettet werden können.

Seit gestern regnet es ununterbrochen in Strömen; die Wege sind aufgeweicht, und unser «Garten» ist überschwemmt. Für die Erde bedeutet der Regen Wohltat, für uns Erschwerung; denn bei dieser Witterung leiden wir natürlich noch empfindlicher unter dem Raummangel. Stellen Sie sich zum Beispiel folgendes vor: Mein Dispensarium, in dem die Medizinkästen, die Regale mit den Medikamentenfläschchen und dem Verbandmaterial sowie der Untersuchungstisch stehen, wo ich ferner meine Patienten, die Kleinen und die Grossen, untersuchen und verarzten, wo ich Kleinchirurgie betreiben und im Notfall Injektionen und Infusionen verabreichen soll, dieses Dispensarium ist des schlechten Wetters wegen vom frühen Morgen bis spät abends voll besetzt. Kinder und Erwachsene sitzen um den einzigen Ofen, essen dort, plaudern, lernen ihre Englischlektionen, waschen gar ihre Kleider, spielen, kurz, haben sich ganz einfach dort häuslich niedergelassen. Stünde mir nur ein einziger zusätzlicher Raum zur Verfügung, er könnte noch so klein sein, würde mir alles grundlegend erleichtert. Dann könnte ich wunderbar Medizin be-

treiben, könnte meinen Spitalbetrieb richtig aufziehen. Ein einziger kleiner Raum, um darin mein Dispensarium, und nur dieses, unterzubringen! Ach, wäre das herrlich! Dieser Raum indessen ist nicht da. Und es ist unmöglich, die recht grosse Gesellschaft, die sich zurzeit ständig im Dispensarium aufhält, auszuquartieren; denn Menschen, die den ganzen Tag hart arbeiten, besitzen ein Anrecht darauf, bei schlechtem Wetter in einem halbwegs anständigen Raum zu essen und sich darin aufzuhalten; denn auch für sie ist nichts da. Und da ich einsehe, dass ihr Anspruch berechtigter ist als der meine, lasse ich sie gewähren. Meine Mitarbeiter sind feinfühlig. Sie merken es, wenn mich die Verhältnisse in besonderem Masse bedrücken — die Stimmungen sind ja nicht immer gleich. Sie merken die mühsam beherrschte Ungeduld, wenn ich jedesmal beim Herabholen einer Medizinflasche, eines Gefässes, eines Verbandes erst mühsam über hockende Kinder und speisende Erwachsene hinwegschreiten oder, was weit schlimmer ist, auch noch mitten unter ihnen ein Plätzchen finden muss, auf das ich mich niederlassen kann, um einen Patienten zu verbinden. Dann sagen sie etwa in ihrer sanften Art: «O Doctor, wir werden gehen, wir können ja das Zelt aufstellen.» Und sie würden ohne Murren ausziehen und schlotternd im verlöcherten Zelt — das zurzeit noch zusammengerollt auf unserer Terrasse liegt — sitzen, um mir mein ärztliches Tätigkeitsfeld freizugeben.

Die Kinder sitzen in den beiden Krankenzimmern am Boden, ruhig, friedlich, zufrieden. Jetzt eben bin ich nur durch eine leichte Tür von ihnen getrennt. Ich höre keinen Lärm, obwohl, nur wenige Meter entfernt, über vierzig Kinder miteinander spielen. Wenn ich in ihr Zimmer trete, lächeln sie, und dieses Lächeln beglückt mich unsäglich; denn es hat fast zwei Monate gebraucht, bis es mir erstmals gewährt wurde. Und sie sprechen jetzt sogar zu mir, meine Kleinen! Und sie lächeln, wenn ich es mit dem Tibetischen versuche! Dann weiss ich, dass es trotz Raumnot schön ist, mitten unter ihnen zu wohnen und sie richtig kennenzulernen.

